

Drei Dichter-Episoden [Schluss]

Autor(en): **Quindt, William**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **11 (1943)**

Heft 3

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567565>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ethisch einwandfreie Handlung vor der Rechtsordnung doch nicht zu bestehen. In der Rechtsordnung kann daher generell nicht ein Mittel zur Verwirklichung der Sittlichkeit gesehen werden. Damit letzteres im speziellen möglich ist, muß der etwas farblose Begriff „Sittlichkeit“ erst noch näher bestimmt werden, wie es z. B. durch die Attribute „in der Oeffentlichkeit, mit Jugendlichen etc.“ geschieht.

Sittengesetz und Recht erweisen sich (mit den Worten Burckhardts) eben als begrifflich verschiedene Ordnungen, von denen keine für die andere maßgebend und bestimmend sein kann. Erst durch die angetönte nähere Bestimmung vermag eine Brücke zwischen den beiden Ordnungsgebieten geschlagen und eine strafrechtliche Erheblichkeit geschaffen werden.

Drei Dichter-Episoden

Von William Quindt.

Oscar Wilde

(Schluß)

Der Concièrge sieht, halb mißtrauisch, halb schmutzig grinsend, dem schwächlichen, brünetten Knaben nach, der, ohne das wacklige Geländer zu berühren, die Treppe des Hotel d'Alsace hinaufsteigt. Der junge Mensch hat nach Monsieur Wilde gefragt, und der Angestellte hat ihn, gemäß der Weisung, die er von Monsieur Dupoirier erhalten, nach den Zimmern des Mister Sebastian Melmoth gewiesen.

Der öffnet die Tür, kaum daß der Knabe geklopft, faßt ihn bei beiden Händen, zieht ihn in das Wohnzimmer. Wie er die Türe schließt, drückt er einen raschen Kuß in die langen, tiefschwarzen und seideweichen Haare des jungen Franzosen. —

„Du bist zum Entzücken, Gaston“, sagt er dann, „nicht eine Minute hast du mich warten lassen, nicht eine Minute. — Aber nun setz dich, mein Junge, setz dich!“

Gaston sieht sich ein wenig verlegen um. Das Zimmer ist nicht allzu elegant, wirklich nicht, eng ist es obendrein. Die Möbel von Mahagoni, aber das ist nur Imitation, und die Stutzuhr auf dem Kamin ist fast aufdringlich schlecht vergoldet. Und die Tapete, die mag einmal häßlich quittengelb gewesen sein, ehe sie so schmutzig wurde... Ueberall liegen Bücher herum, Zeitschriften, Journale. —

Der große, schwere, etwas schwammige Mann beugt sich herab, wie der Jüngling sich nun schüchtern auf eine Stuhlkante niederläßt, greift wieder nach seinen Händen, betrachtet sie lange eingehend...

„Schöne Hände hast du, Gaston!“ sagt er dann endlich — Oscar Wildes Stimme klingt immer noch bestrickend, weich und voll — „Sehr schöne Hände. Renaissance-Hände hast du: weiß und fein, beinahe frauenhaft scheinend und doch voll nerviger Kraft. Cesare Borgia muß solche Hände gehabt haben — nur so kann ich mir denken, daß er viele tötete, die ihn noch liebten, als sie unter ihm starben... Von solchen Händen mag man sich mit Lust morden lassen. — In Wahrheit, du hast Renaissance-Hände. — In London hatte ich einen Freund, der hatte gotische Hände. Sie waren auch

schmal, die Finger lang und sehnig, und ihre Farbe war ein seltenes Gelbbraun. Wenn ich mit ihm in den Dom ging — in den Dom von Salisbury — und wenn er dann nach dem Weihwasserbecken griff, dann wußte ich, daß er ein Goldmacher, ein Teufelsbeschwörer und Zauberer gewesen — damals, im fünfzehnten Jahrhundert, als ich sein Weib war!“ —

Er küßt die Hände, läßt sich dann schwer in das Sofa fallen, das in allen Federn aufkracht unter seiner Last, zündet sich eine Zigarette an, schiebt dem Knaben den Kasten zu. Der bedient sich zaudernd, spricht dann:

„Sie erzählten mir gestern Abend eine solch merkwürdige Geschichte, Monsieur Wilde. Eine Geschichte von einem Dichter und einer dunklen Dame, die gar keine Dame war, sondern ein Mann — ein Mann, den der Dichter geliebt hat. Keiner soll darum gewußt haben, von dieser Liebe — bis lange nach dem Tode des Dichters — bis heute . . .“

„So ist es, mein Junge, und selbst heute bestreiten es immer noch viele. Sehr viel gelehrte Männer, die sich Philologen nennen, sich ihr Leben lang mit sprachlichen Kunstwerken beschäftigen und darum nicht die blasseste Ahnung davon haben, was das eigentlich ist: ein Kunstwerk . . . Shakespeare schrieb schöne Sonette, die die Liebe besangen — also mußte er in den Sonetten auch ein Weib besingen, so sagen die Gelehrten. Und sie schelten uns verderbt, weil wir bewiesen, was jeder von uns ahnte: daß diese dunkle Dame ein schöner Jüngling gewesen . . .“

„Doch lassen wir die Gelehrten, mein Junge, ich will dir heute eine andere Geschichte erzählen — die Geschichte von der weißen Nebelfrau, die den Mann im Monde liebte . . .“

Und Oscar Wilde erzählt — eine Geschichte, die niemand aufschrieb, er nicht und kein anderer, eine jener hunderttausend Geschichten, die er ersann, nur um Schönheit in die Stunde zu bringen . . . Erzählt sie diesem Knaben, der ungebildet ist und einer der geriebensten Straßenaraber vom Boul' Mich' — und dessen Augen an seinen Lippen hängen wie der Blick des Gläubigen am Munde des Priesters. —

Gaston ist sehr glücklich in der Welt des Schönen, die ihm die Geschichten des Monsieur Wilde erschlossen haben. Die weiche, tönende Stimme hebt ihn in einen Gefühlszustand der beseligten Ruhe, die er sonst nie empfand in seinem harten und armen Leben . . .

Seine Augen starren auf Oscar Wildes Mund. Der ist voll und rot, wie zum Küssen geschaffen und zum Sprechen schöner Worte — und doch: ein Zug ist um ihn, ein Zug. — Einmal, vor Jahren hat Gaston ein Bild gesehen: ein Mann, den man lebendig begraben hat, und der nun in zerbrechendem Zorn, in empörter Resignation mit beiden Fäusten gegen die ehernen Pforten seines Mausoleums trommelt. — — —

Oscar Wilde hat einen Mund wie jener lebendig Begrabene, aber Gaston weiß, daß er sehr glücklich wäre, wollten ihn diese Lippen nur ein einziges Mal küssen . . .